

Von den Wohnungen Gottes

■ REINHART KÖGERLER

Rede während der Seelenmesse für Ottokar Uhl am 2.12.2011, in der Kapelle des Studentenheimes der Katholischen Hochschulgemeinde Wien, Ebendorferstraße

Joh. 14, 1–5 Euer Herz lasse sich nicht verwirren. Glaubt an Gott, und glaubt an mich! Im Hause meines Vaters gibt es viele Wohnungen. Wenn es nicht so wäre, hätte ich euch dann gesagt: Ich gehe, um einen Platz für euch vorzubereiten? Wenn ich gegangen bin und einen Platz für euch vorbereitet habe, komme ich wieder und werde euch zu mir holen, damit auch ihr dort seid, wo ich bin. Und wohin ich gehe – den Weg dorthin kennt ihr.

Offb. 21, 1–5 Dann sah ich einen neuen Himmel und eine neue Erde, denn der alte Himmel und die alte Erde sind vergangen, auch das Meer ist nicht mehr. Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott her aus dem Himmel herabkommen, sie war bereit wie eine Braut, die sich für ihren Mann geschmückt hat. Da hörte ich eine laute Stimme vom Thron her rufen: Seht die Wohnung Gottes unter den Menschen! Er wird in ihrer Mitte wohnen, und sie werden sein Volk sein; und er, Gott, wird bei ihnen sein.

Beide Textstellen, die wir gehört haben, reden von Wohnungen, sind also der Erinnerungsfeier an unseren Freund Ottokar Uhl angemessen, der sein gesamtes berufliches Leben dem Entwerfen und Gestalten von Wohnungen (für Menschen, Familien oder Gemeinden) gewidmet hat.

Dennoch zeigt sich beim näheren Hinsehen eine eigenartige Spannung zwischen diesen beiden Texten. Es wird zuerst geredet von Wohnungen im Haus des Vaters, die für uns bereitet und uns verheißen sind. Mit Wohnung assoziieren wir wohl Vorstellungen wie Beheimatung, Schutz, dauerhafte Sicherheit – einen Platz eben, wo wir (endgültig) zu Hause sind. Aber andererseits wissen wir – und das wird hier (im Text der Offenbarung) auch gesagt – dass es so etwas eigentlich nicht gibt: Nicht nur weil wir hier keine bleibende Statt haben und irgendwann davon müssen, sondern weil immer alles neu wird – sowohl die Erde, als auch der Himmel, in dem wir ja die Wohnungen „im Haus des Vaters“ gerne ansiedeln. Es ist dieser Satz aus der Apokalypse, so scheint mir, eine ziemlich unverhüllte Absage an die gängigen Vorstellungen vom Jenseits, jedenfalls an ein rein statisches Konzept von Ewigkeit (im Sinne von unveränderlicher Dauer bzw. von einem einmal erreichten und dann unveränderlichen Endzustand).

Man könnte in dieser widersprüchlichen

Situation gedanklich reagieren, indem man das statische durch ein mehr dynamisches Bild vom Jenseits ersetzt. Dass man es etwa versteht als einen Prozess der dauernden und nie ganz zum Ende kommenden Annäherung an das Geheimnis Gottes (und wie sollte man die Verheißung „was bleibt sind Glaube, Hoffnung und Liebe“, insbesondere Hoffnung, ohne Dynamik verstehen?).

Man kann aber auch, so meine ich, reagieren mit einem Verzicht auf Spekulationen über das Jenseits. Das liegt uns wissenschaftlich Geprägten vielleicht näher. Und das war wohl der theoretische Ansatz, den wir – Ottokar, ich und einige Freunde, von denen etliche hier sind, die meisten aus der Hochschulgemeinde kommend – im Rahmen der Wiener Diözesansynode (1968–71) gewählt haben. Heute würde ich sagen, wir waren implizit stark bestimmt von jenem Text im Galaterbrief, wo Paulus sagt, wir Christen seien nicht nur Kinder Gottes, sondern sogar seine Erben, und die Frage, was wir als Erbschaft erhalten haben, beantworten mit: die Welt. Wir haben die Welt (in unserer Zeit, in unserer konkreten Lebenssituation) als Erbe und Aufgabe erhalten. Das ist sicherlich eine genuin christliche (d. h. von Christus her kommende) Konzeption, weil ja, das Jesus-Ereignis zeigt, dass Gott die Welt nicht nur geschaffen hat, sondern sie „sich



Reinhart Kögerler lehrt Physik an der Universität Bielefeld und ist Präsident der Christian Doppler Forschungsgesellschaft.

■ **Ottokar Uhl hat so großartige Wohnungen für die Gemeinden Gottes und damit für Ihn selbst geschaffen. Ich denke und hoffe, dass Gott ihm in Seinen Wohnungen mit weit geöffneten Armen entgegenkommen wird.**

so aneignet, dass diese Welt seine eigene Wirklichkeit wird“ (Karl Rahner).

Die Wiener Synode, wo wir alle so eng zusammengearbeitet haben, war der Versuch, der geglückte Versuch, auf der Basis dieses Verständnisses, den Aufbruch des Konzils auf Kirche und Gesellschaft in Österreich zu übertragen. Das war ein besonderes Ereignis, und wir waren Mitwirkende und sind Zeugen davon. Letztlich ging es uns darum, zum Kern der christlichen Botschaft für die moderne Gesellschaft vorzudringen. Dabei glaubten wir auch manchen Schutt von volksskirchlichen Traditionen und feudalen Konzepten bzw. Formelementen wegräumen zu müssen.

Nicht überall ist dies goutiert worden (wobei die leise aber deutliche Unterstützung durch den Bischof Franz König für uns überraschend und ermutigend war). Denn es wurde sehr schnell klar, dass mit dieser „Hinwendung zur Welt“ (einer aufgeklärten industrialisierten Gesellschaft) ein Abgehen von der Vorstellung einer religiös homogenen Gesellschaft notwendig verknüpft war, dass insbesondere das Element des Anderen, des Fremden, einen zentralen Stellenwert einnehmen muss und eine ganz spezifische neue Verantwortung impliziert.

Mag sein, dass wir mit unserem Ansatz Teile der Kirche überfordert haben, und wir müssen auch zugeben, dass nicht alles damals Gedachte und Vorgeslagene sich als alltagstauglich erwiesen hat (ich denke etwa an das Problem der Weitergabe des Glaubens an die nächste Generation). Aber

von der grundsätzlichen Tauglichkeit des Ansatzes (jedenfalls für unser Weltverständnis) bin ich, je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr überzeugt.

Ottokar Uhl war ein zentrales Mitglied dieser (so haben wir es der Diktion der Zeit entsprechend genannt) „Kritischen Synode“. Seine Beiträge hatten besonderes Gewicht, auch weil sie sich nicht auf Verbales beschränkten, sondern weil er schon vorher und auch noch weiterhin wesentliche theologische Aussagen mit und in seinen Bauten, insbesondere Kirchenräumen, gemacht hatte. Ihre Präzision und Stimmigkeit sind gerade in diesem Raum, in dieser Kapelle des Studentenhauses Ebendorferstrasse, deutlich erkennbar und sinnlich spürbar:

- Die Absage an Glanz und Gloria und an ein ästhetisierendes Konzept von Sakralität.
- Die Reduktion der architektonischen Ingredienzien und die damit erreichte Bewegung der Konzentration und Sammlung.
- Das wunderbar graue Licht – für sich schon eine ganze Theologie über die Bedingungen der menschlichen Existenz mit ihren tiefen Schatten und dennoch der Ahnung einer durchbrechenden Helle.
- Die Ausrichtung auf die Gemeinde und damit auf der Erfahrbarkeit der Präsenz Gottes unter den Menschen dieser Gemeinde, zu der eben auch Skeptiker, Zweifler, Teilidentifizierte gehören.

Gerade mit dem letztgenannten Aspekt hat, so glaube ich, Ottokar Uhl eine anspruchsvolle aber ganz klare Lösung für das anfangs genannte Dilemma gefunden und demonstriert: Seht, (hier ist) die Wohnung Gottes unter/mit den Menschen: Er wird in ihrer Mitte wohnen und sie werden sein Volk sein. Und er, Gott, wird bei ihnen sein. Dieser Satz ist dann weder rein eschatologisch noch rein immanent zu verstehen – das große Präsenz des Reiches Gottes!

Ottokar Uhl hat so großartige Wohnungen für die Gemeinden Gottes und damit für Ihn selbst geschaffen. Ich denke und hoffe, dass Gott ihm in Seinen Wohnungen mit weit geöffneten Armen entgegenkommen wird. ■



Wiener Diözesansynode 1968 in der Konzils-gedächtniskirche Wien-Lainz: Ottokar Uhl, Reinhart Kögerler, Peter Pawlowsky (von rechts).